

Essays und
Feuilletons

Nooteboom

Gesammelte

Cees Werke

Nooteboom

Gesammelte

Cees Werke

Nooteboom

Gesammelte

Werke

Suhrkamp

SV

CEES NOOTEBOOM

GESAMMELTE WERKE BAND 8

Essays und Feuilletons

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen u. a.

Herausgegeben
von Susanne Schaber

Suhrkamp Verlag

© für die Gesammelten Werke:

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

© Cees Nooteboom 2006

Nachweis der Ersterscheinungsorte der in diesem Band
enthaltenen Werke siehe Editorische Notiz.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2006

ISBN 978-3-518-41568-9

ISBN 3-518-41568-9

I 2 3 4 5 6 – II 10 09 08 07 06

ESSAYS UND FEUILLETONS

I.

WER STÄNDIG REIST, IST IMMER BEI SICH SELBST: ÜBERS UNTERWEGSSEIN UND DIE RUHE IN DER BEWEGUNG

Wer ständig reist, ist stets irgendwo anders – das gilt für einen selbst – und damit stets abwesend – das gilt für die anderen, die Freunde; denn für sich selbst ist man zwar »irgendwo anders« und damit auch irgendwo *nicht*, aber man ist auch ständig und immer bei sich selbst. So einfach das auch klingen mag – es dauert lange, bis man es ganz begreift.

C. N., Im Auge des Sturms

Im Auge des Sturms

»Der Ursprung des Daseins ist die Bewegung. Folglich kann es darin keine Bewegungslosigkeit geben, denn wäre das Dasein bewegungslos, so würde es zu seinem Ursprung zurückkehren, und der ist das Nichts. Deshalb nimmt das Reisen nie ein Ende, nicht in der höheren und auch nicht in der niederen Welt.« Diese Worte des arabischen Philosophen Ibn Al Arabi (1165-1240) finden sich in seinem ausführlichen Traktat über das Reisen, dem *Kitáb Al-Isfár*, zu deutsch: Das Buch der Entschleierung der Auswirkungen des Reisens – einer mystischen und tief religiösen Abhandlung, in der alles, Gott, das Universum, die Seele, im Zeichen der Bewegung steht, einer Bewegung, die das gesamte Buch hindurch stets nur als *Reise* bezeichnet wird. Ich bin kein gläubiger Muslim, ich habe mir das Buch irgendwann einmal in Paris gekauft, weil das Wort *voyage*, auf arabisch *safar*, Plural *asfár*, darin vorkam, weil es eine zweisprachige Ausgabe war und ich die arabische Schrift so schön finde, und auch, weil mir schon beim flüchtigen Hineinschauen in jenem Pariser Buchladen ein paar Dinge auffielen, die jeden wirklichen Reisenden beschäftigen, mag er nun im 12. oder im 20. Jahrhundert leben. Der Übersetzer, Denis Gril, von dem auch die Einführung stammt, schreibt, daß er das Wort *Auswirkungen* auch mit *Früchte* hätte übersetzen können – einerseits, um das positive Resultat des Reisens hervorzuheben, andererseits aber auch, weil das arabische Wort *natá'ij* von seiner etymologischen Wurzel her den Gedanken an *Gebären* wachruft, was wiederum auf die geistigen, spirituellen Früchte des Unterwegsseins verweist: Eine Reise, heißt es im Text, nennt man Reise, weil sie den Charakter der Menschen offenbart oder, wenn man es einfacher ausdrücken will für denjenigen, der allein reist: Auf Reisen lernt man sich selbst kennen.



In dieser Einführung fällt aber auch noch ein anderes Wort, das möglicherweise mit meiner Faszination für Santiago de Compostela zusammenhängt: *siyáha*, Pilgerfahrt. Sie wird so definiert: »Parcourir la terre pour pratiquer la méditation – *i'tibár* – et se rapprocher de Dieu«, in der Welt herumreisen und meditieren und Gott näherkommen. Letzteres wäre für mich eine Präntention, wenn ich hier allerdings das Wort Gott durch Rätsel ersetze, wage ich es zu unterschreiben.

Wie entwickelt sich so etwas? Eines Tages, und ich weiß, wie romantisch und altmodisch das klingt, aber in meinem Leben hat es sich so abgespielt, habe ich einen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen und mich eine Stunde später – jeder weiß, wie groß die Niederlande sind – an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt; und damit habe ich eigentlich nie mehr aufgehört. Jeder meditative Gedanke, jede metaphysische Präntention war mir in diesem Augenblick sehr fern, diese Dinge kommen erst später, im Grunde ist es wie bei der Gebetsmühle der Tibeter: Die Bewegung geht dem Gedanken voraus. Anders ausgedrückt: Ich habe nie mehr aufgehört, mich zu bewegen, und

nach und nach habe ich angefangen, dabei zu denken, und wenn man will, dann darf man dieses Denken Meditieren nennen.

Ich möchte mich hier nicht ausführlich über die Essenz des Reisens verbreiten, doch zwei Dinge sind mir wichtig: Wer ständig reist, ist stets irgendwo anders – das gilt für einen selbst – und damit stets abwesend – das gilt für die anderen, die Freunde; denn für sich selbst ist man zwar »irgendwo anders« und damit auch irgendwo *nicht*, aber man ist auch ständig und immer irgendwo, nämlich bei sich selbst. So einfach das auch klingen mag – es dauert lange, bis man es ganz begreift. Denn da sind immer die anderen, die mit ihrem Unverständnis an einen herantreten. Ich weiß nicht, wie oft ich mir schon Pascals Diktum »Das Unglück in der Welt kommt daher, daß die Menschen es keine vierundzwanzig Stunden in ein und demselben Raum aushalten« habe anhören müssen, bis mir langsam klarwurde, daß im Grunde ich es war, der immer zu Hause war, das heißt: bei mir selbst. Doch dieses reisende Selbst wurde immer wieder mit den Fragen der Daheimgebliebenen konfrontiert, wobei eine Frage bei jedem Interview zwanghaft wiederkehrte, und zwar so oft, daß ich nicht mehr weiß, wie viele Antworten ich dazu erlogen habe: »Warum reisen Sie, warum reisen Sie soviel?«, und dann, beschuldigend: »Ist das eine Flucht?«, womit dann gemeint wurde und wird: eine Flucht vor sich selbst, wobei ich dann wiederum ein dämonisches, pathetisches, zerrissenes Selbst sehe, das mich ständig von neuem in die Wüste oder aufs Meer hinausjagt, denn die wirkliche Antwort, die etwas mit Lernen und Meditieren, mit Neugier und Perplexität zu tun hat, ist nicht spektakulär genug.

1993 schrieb ich ein Vorwort zu einem kleinen Buch mit dem Titel *Der König von Surinam*. Es versammelt meine allerersten, in den fünfziger Jahren geschriebenen Reisegeschichten, die entstanden sind, als ich als Matrose nach Surinam fuhr. Darin heißt es:

»Reisen ist etwas, das man lernen muß, es ist eine fortwährende Interaktion mit anderen, während man gleichzeitig immer allein ist. Das ist das Paradox beim Reisen: Man bewegt sich allein in einer Welt, die von anderen verwaltet wird. Sie sind diejenigen, denen die Pension gehört, in der man ein Zimmer möchte, die entscheiden, ob für einen noch Platz in dem Flugzeug ist, das nur einmal in der Woche geht, sie sind die Ärmeren, die an einem etwas verdienen können, sie sind die Mächtigeren, weil sie einem einen Stempel oder ein Papier verweigern können, sie sprechen Sprachen, die man nicht versteht, sie stehen neben einem auf einer Fähre oder sitzen neben einem im Bus, sie verkaufen einem etwas zu essen auf dem Markt und schicken einen in die richtige oder die falsche Richtung, manchmal sind sie gefährlich, meist jedoch nicht, und das alles muß man lernen: was man tun muß, was man unterlassen sollte und was man unter keinen Umständen tun darf; man muß lernen, mit ihrer Betrunkenheit umzugehen und mit der eigenen, man muß in der Lage sein, eine Geste und einen Augenaufschlag zu erkennen, denn so allein man auch reist, man wird immer von anderen umgeben sein; von ihren Blicken, ihrer Annäherung, ihrer Verachtung, ihrer Erwartung, und überall ist es anders, und nirgendwo so, wie man es gewöhnt war in dem Land, aus dem man kommt. Dieses langsame Erlernen dessen, was ich später einmal in Birma und Mali, in Persien und in Peru brauchen sollte, hat dort begonnen, und auch das wußte ich damals noch nicht, ich war zu sehr damit beschäftigt, mich in der Flut der Eindrücke zu behaupten, ich hatte keine Zeit, über mich selbst nachzudenken, ich reiste und schrieb wie einer, der noch nicht reisen und schreiben konnte. Nur schauen konnte ich bereits, und ich versuchte, das Gesehene mit Worten zu umkreisen, ich hatte keine Theorien über die Welt, anhand deren ich die verwirrende Wirklichkeit, die mich umgab, hätte überprüfen können, und all das, was ich noch nicht konnte, tritt in diesen Geschichten deutlich zutage.«

Vielleicht ist es so, daß der wahre Reisende sich stets im Auge des Sturms befindet. Der Sturm ist die Welt, das Auge ist das, womit er die Welt betrachtet. Aus der Meteorologie wissen wir, daß es in diesem Auge ruhig ist, vielleicht so ruhig wie in einer Mönchszelle. Wer lernt, mit diesem Auge zu schauen, lernt vielleicht auch, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, und sei es nur, weil er sieht, worin sich Dinge und Menschen unterscheiden und worin sie sich gleichen. Baudelaire hat geschrieben, daß Reisende fortgehen, um fortzugehen, und er hat auch über die falschen Vorstellungen geschrieben, die sie sich bei diesem Fortgehen machen, sowie über das »bittere Wissen«, das ihnen von ihren Reisen bleibt, über »die kleine, eintönige Welt, die uns gestern, heute, morgen ein Bild unserer selbst vor Augen hält: eine Oase des Schreckens in einer Wüste der Langeweile«. Doch wenn man es so sehen will, dann ist vielleicht gerade jener, der daheim bleibt in der vertrauten Anekdotik des täglichen Lebens, derjenige, der flüchtet, weil er dieses bittere Wissen nicht ertragen kann. Mir kommt es nicht darauf an, wer hier der Held ist, sondern wer das tut, was seine Seele ihm aufträgt – um welchen Preis auch immer.

Irgendwann einmal, als ich noch nicht wissen konnte, was ich jetzt weiß, habe ich mich für die Bewegung entschieden, und später, als ich mehr wußte, habe ich begriffen, daß ich in dieser Bewegung die Ruhe finden konnte, die man fürs Schreiben braucht, daß Bewegung und Ruhe einander in einer Einheit der Gegensätze im Gleichgewicht halten, daß die Welt mit all ihrem Drama und ihrer närrischen Schönheit und ihrem atemberaubenden Wirbel von Ländern, Menschen und Geschichte selbst eine Reisende ist in einem ständig reisenden Universum, eine Reisende auf dem Weg zu neuen Reisen, oder, wie Ibn Al Arabi sagt: »Sobald du ein Haus siehst, sagst du, hier will ich bleiben, aber kaum bist du dort angekommen, hast du es schon wieder verlassen, um dich auf den Weg zu machen.« Über den Weg als Schicksal, Berufung oder Verlockung habe ich einmal ein Ge-

dicht geschrieben, das versucht, diese ewige zyklische Bewegung wiederzugeben. Es heißt daher auch

Weg

Ich bin der Weg.

Ich ziele wie ein Pfeil
auf die Ferne,
aber in der Ferne
bin ich
weg.

Wenn du mir folgst,
hierher, dorthin, hierher,
findest du hin,
wie auch immer.

Weg ist weg.¹

1996

1 Übersetzung: Ard Posthuma

Die metaphysische Gelassenheit des Reisens

Cees Nooteboom im Interview mit sich selbst

Es gibt viele Arten des Reisens, und damit meine ich nicht die unterschiedlichen Transportmittel, für die man sich entscheidet – eher die Gemütsverfassung, in der man aufbricht. Man kann sich auf den Weg machen, um zu kaufen oder zu verkaufen, um zu verhandeln, zu kämpfen oder Verwandte zu besuchen. Vielleicht

unternimmt man aber auch eine Reise zu dem einzigen Zweck, von zu Hause wegzukommen, ein wärmeres Klima zu finden oder um jemanden oder etwas zu vergessen oder um zu sterben oder um sich einfach in der Welt umzuschauen. Der merkwürdigste Typus von Reisendem ist allerdings der, der eine Reise unternimmt, um darüber zu schreiben. Ein solcher Reisender hat stets einen *Doppelgänger*¹ in seiner Begleitung, der die Dinge so betrachtet, wie kein normaler Reisender es tun würde.

Der Reiseschriftsteller läßt sich am ehesten mit einem Fotografen vergleichen. Fotografieren ist eine sublimierte Art des »Sehens«. Kein Fotograf geht einfach so auf die Reise. Während er die Landschaft betrachtet, fragmentiert er sie immer wieder, strukturiert Teile der sichtbaren Welt nach Segmenten, die er dann fotografiert. Den Luxus des Sightseeings kann er sich nicht leisten. Er sieht keine Landschaften, er sieht Fotos, Bilder der Realität, wie sie schließlich in Fotografien ihren Ausdruck finden.

Egal, ob wir Schriftsteller oder Fotografen sind: Dieses professionelle Alter ego in uns hat den gewöhnlichen Wanderer, den Flaneur, den Touristen entthront. Ich kann nicht mehr einfach die Straße entlanglaufen. Nein, durch meinen Blick ist die Straße buchstäblich zu Sprache geworden, zu Text, zu einem Essay, selbst wenn ich nicht einmal beauftragt wurde, so etwas zu schreiben.

Dies wurde mir vor einem Jahr sehr bewußt, als ich ausnahmsweise einmal ganz privat reiste. Weder hatte ich mich um einen Schreibauftrag bemüht, noch einen solchen bekommen. Ich wollte nichts weiter, als Holland eine Weile hinter mir lassen, um Dinge neu zu überdenken, und aus Erfahrung wußte ich, daß mir das am besten beim Reisen gelingt, wenn ich auf die Einsamkeit in Hotelzimmern beschränkt bin. Das Ziel meiner Reise war Surinam, Französisch-Guyana, Manáos und Bogotá. In der allerersten Woche in Surinam ertappte ich mich dabei, daß ich ständig Notizen machte. Irgendwie konnte ich mir nicht den Lu-

xus leisten, ein Reisender zu sein, der von außen betrachtet keinerlei Ziel verfolgt. Genau so, wie ich es bei einer *wirklichen* Reise gemacht hätte – und damit meine ich paradoxerweise eine von anderen finanzierte Reise, über die ich etwas schreiben kann –, vertiefte ich mich in die Lokalpresse, in der Hoffnung, irgendwelche Nachrichten zu finden, die meine Leser interessieren könnten, und wie gewohnt kritzelte ich Beobachtungen in kleine Notizbücher, als würde ich tatsächlich den Artikel schreiben. Ich habe noch immer diese Notizbücher, unscheinbare Schatzkästlein aus Papier, die ich nur zu öffnen brauche, sollte ich je beschließen, diese Geschichte doch zu schreiben.

England war immer ein Land der großen Reisenden. Wilfred Thesiger, Robert Byron, Graham Greene, Gavin Young, Bruce Chatwin, Evelyn Waugh, Winston Churchill mit seinem wunderbaren Buch über seine Afrikareise im Jahre 1907 sind nur ein paar Beispiele unter vielen anderen. Natürlich gibt es auch holländische Reiseschriftsteller, aber bis vor wenigen Jahren bestand kaum Interesse an diesem literarischen Genre. Die einzige Ausnahme im 20. Jahrhundert war Louis Couperus, ein zu seiner Zeit auch im Ausland sehr bekannter Autor, doch obwohl eine Zeitschrift wie die *Haagse Post* bereit war, für seine Reiseartikel und Kolumnen hohe Honorare zu zahlen, galt die Vorliebe der breiten Öffentlichkeit doch eher seinen Romanen.

Eine der Nebenerscheinungen dieses neuen Interesses an der Reiseliteratur ist, daß die Leute neugierig geworden sind zu erfahren, wie man das Reisen eigentlich betreibt. Die Tatsache, daß jemand bereit ist, den größeren Teil des Jahres – und oft genug allein – in Hotelzimmern und Pensionen zu verbringen, fasziniert das Publikum ganz offensichtlich. Aber ich mag nun einmal Hotels, genauso wie ich Züge und Flughäfen mag. Am besten könnte ich das alles wohl erklären, indem ich ein Interview mit mir selbst führe. Und das würde wahrscheinlich folgendermaßen aussehen:

Frage: Wo beginnt eine Reise? Was ist der erste Impuls?

Antwort: Was es genau ist, weiß man eigentlich nie. Ich habe immer davon geträumt, bestimmte Orte in der Welt zu sehen. Im allgemeinen sind das solche mit magischen Namen. Das kann mit ihrer Geschichte zusammenhängen oder auch einfach nur mit dem Klang dieser Namen: Isfahan, Timbuktu, Kota Kinabalu, Alaska, Gambia. Solche Namen graben sich einem früh ins Bewußtsein ein, sie verknüpfen sich mit der Vorstellung des Fremden, des Fernen, des Unerreichbaren. Die ganze Zeit hat der Name irgendwo in deinem Hirn geschlummert, und jetzt – viele Jahre später – hast du plötzlich die Möglichkeit, tatsächlich dorthin zu fahren. Doch der Impuls kann auch auf ganz andere Weise zustande kommen. Ich kann beispielsweise an einem Reisebüro vorbeigehen und sehe ein Plakat, auf dem exotische Ziele in aller Welt aufgelistet sind: Guayaquil, La Paz, Rangun. Irgend etwas beginnt in mir zu kribbeln. Ich gehe in eine Buchhandlung. Ich kaufe einen Titel über das Land, und allmählich merke ich, wie es mich immer mehr dahin zieht. Was mich dann packt, ist dieses undefinierbare Gefühl der Erregung, das starke Bedürfnis zu reisen. Wenn die Reise dann tatsächlich konkret wird und näherrückt, mag das Reisefieber ein wenig abgeklungen sein oder ist vielleicht sogar in Aversion umgeschlagen. Die schönste Bemerkung, die ich je über diesen Augenblick gelesen habe, stammt von Dom Moraes. Er begann ein Reisebuch über Indien mit den Worten: »Angst suchte mich heim, als ich vom Londoner Flughafen abhob.« Diese Art von Empfindung ist mir nicht völlig fremd. Plötzlich wird alles real: die Zollabfertigung, die endlosen Stunden, die man in Flugzeugen zubringen muß, der Jetlag, die Komplikationen, die Mißverständnisse, die Einsamkeit.

Doch gleichzeitig ist da auch ein Gefühl von Ausgelassenheit, das Gefühl, alles hinter sich gelassen zu haben. Ich nenne das immer »die holländische Tür hinter mir zuschlagen«. Die Leute mögen glauben, was sie da hören, sei ein Düsenflugzeug, das die Schallmauer durchbricht – sie begreifen nicht, daß ich es bin, der die

Tür hinter seinem eigenen Land zuknallt. Das Fliegen ist dafür die beste Methode, weil es so radikal ist. Unversehens ist man weg, emporgeschleudert in die Luft; der ganze Alltagskram schrumpft auf lächerliche Proportionen zusammen, wird zu etwas, das einen eigentlich nicht mehr berührt. Dein Platz ist hier, hoch über den Wolken, in Gesellschaft dieser reizenden Gestalten, die dich, wenn du Glück hast, mit Champagner bewirten. Manchmal denke ich, die Funktion von Stewardessen besteht im Grunde darin, bei Leuten wie mir den Eindruck zu erwecken, sie würden auch nach dem Flug noch weiter für dich da sein. Der erfahrene Reisende weiß natürlich, daß so etwas nur im Film passiert. Andererseits weiß er aber auch, daß die erotische Nuance, die das Reisen ja auch immer irgendwo in sich birgt, bei aller Rationalität nicht völlig ignoriert werden kann. Da oben am Himmel ist die Luft von einer idiotischen elektrisierenden Spannung aufgeladen, die dir das Gefühl vermittelt, alles wäre möglich.

Dieses Gefühl habe ich sonst nur im Zug, wenn ich sehr weit weg bin. Mein eigenes Land habe ich zu oft hinter Zugfenstern vorbeirauschen sehen, als daß es etwas in mir auslösen könnte, aber der Anblick des riesigen Amtrak-Zugs, mit dem ich letztes Jahr von New York nach Montana fuhr, verschaffte mir dieselbe Erregung, die mich in einem Flugzeug überfällt. Freilich, in diesem Fall hatte ich es mit mürrischen Männern mittleren Alters als Stewards zu tun, und bei den meisten mitreisenden Frauen handelte es sich um Großmütter, die auf dem Weg zu ihren Enkelkindern waren. Die Vorstellung eines heißen Liebesabenteurers im Orientexpress war also auch hier nichts weiter als ein romantisches Klischee, das nicht unbedingt danach aussah, als würde es in Erfüllung gehen.

F: Was erwartest du dir von einem Hotel?

A: Hängt davon ab, ob es irgend etwas gibt, das man erwarten kann. In einem kleinen Kaff oder in einer abgelegenen Gegend irgendwo auf dem Globus ist man ja oft genug schon froh, über-

haupt ein Hotel zu finden. In solchen Fällen will ich nichts weiter als ein Dach über dem Kopf zum Schlafen. Wenn ich aber tatsächlich die Wahl habe, dann, glaube ich, ist mir Ruhe das Wichtigste. In manchen Hotels kriegst du alles von deinen Nachbarn mit – wie sie sich streiten, sich rasieren, stöhnen, sich lieben –, und das ist einfach zu nah, als daß man sich wohl fühlen könnte. Ich persönlich brauche nicht unbedingt ein Luxushotel, aber ruhig muß es sein. Ich habe keinen besonders tiefen Schlaf, und mitten in der Nacht in einem fremden Zimmer aufgeweckt zu werden, ist nicht gerade angenehm. Andererseits macht mir Lärm, der von draußen kommt, nichts aus. Als störend empfinde ich dagegen solche Geräusche, die sich abstellen lassen, indem man gegen die Wand bummert oder die Rezeption anruft, um sich zu beschweren, denn da muß man selber initiativ werden, um seine Ruhe zu bekommen. Verkehrslärm in einer Großstadt stört mich nicht, der gehört einfach dazu, das ist etwas Organisches.

F: Wie geht's dir mit den Sprachen beim Reisen?

A: Die Frage ist schwerer zu beantworten, als du denkst (sage ich zu mir, obwohl ich normalerweise sehr wohl weiß, was ich denke). Im Laufe vieler Reisen macht man nämlich die widersprüchlichsten Erfahrungen. Als ich zum ersten Mal nach Frankreich fuhr, war ich jung, und wie es sich gehört, hatte ich kein Geld. Ich hatte einen Rucksack, mit dem ich mir vorkam wie der Glöckner von Notre-Dame, und ausgestattet mit diesem Buckel stieg ich zum ersten Mal in meinem Leben die Stufen zur Metro hinunter. Holland liegt ja so weit unterhalb des Meeresspiegels, daß wir bis vor kurzem so etwas gar nicht hatten. Ich fand es beängstigend, es war wie eine Reise in die Unterwelt. Freunde hatten mir gesagt, ich solle mir am besten ein *carnet* kaufen, zehn Fahrscheine in einem Heftchen – das sei billiger. Ich ging also zum Fahrkartenschalter und rief laut vernehmlich: »carnet«. Damals gab es noch Leute auf dem Bahnsteig, die einem den Fahrschein knipsten (wo sie heute wohl sind?), und vertrau-